

Persönliche Erinnerungen an den Kirchenhistoriker Friedrich Kempf (1908–2002)

Von KLAUS SCHATZ

Ich möchte mit einigen persönlichen Erlebnissen beginnen.

Für mich war Friedrich Kempf wohl der erste Jesuit, den ich leibhaftig erlebte. Das war bei den Salzburger Hochschulwochen 1956, als ich, damals Geschichtsstudent am Ende des ersten Semesters, zum ersten Mal Pater Kempf hörte und sah. Er sprach dort über sein Spezialthema „Papsttum und Kaisertum“. Jedenfalls erinnere ich mich, dass ich, etwas unbedarft, von der vergrößerten Sicht unserer Schulgeschichtsbücher aus fragte, ob denn nicht Innozenz III. Lehnsüberhoheit über alle Reiche des Abendlandes beansprucht oder erstrebt hätte – und mich dann von ihm belehren lassen musste, dass solche holzschnittartigen Vereinfachungen nicht stimmen. Differenzierungsfähigkeit und Akribie: das war es auch, was ich vor allem bewunderte und mir auffiel, als ich dann näher mit Pater Kempf zu tun hatte, nicht persönlich, sondern wissenschaftlich im Zusammenhang mit meiner Staatsexamensarbeit über kirchliche und weltliche Gewalt bei Innozenz III. Irgendwie bildete er für mich, der ich mich damals schon entschieden hatte, nach dem Staatsexamen in den Orden einzutreten, in seiner Genauigkeit, fern aller grobschlächtigen Vereinfachungen, und in seiner Verbindung von theologischem Problembewusstsein und historischer Erudition, von Detailgenauigkeit und doch großen historischen Perspektiven, das Vorbild eines wissenschaftlich arbeitenden Jesuiten. Ich hatte das Gefühl: So muss man eigentlich als Historiker arbeiten, um Zeiten und Personen gerecht zu werden.

In näheren persönlichen Kontakt mit Pater Kempf trat ich dann zuerst während meines Theologiestudiums in Sankt Georgen (Frankfurt), anlässlich seiner Besuche dort in den Ferien (zumal er immer wieder seinen Bruder Wilhelm, den Bischof von Limburg [1949–1981], besuchte), dann während des Kirchengeschichtsstudiums in Rom Anfang der 1970er Jahre, schließlich in den 16 Jahren in Sankt Georgen, bei unzähligen abendlichen Vorlesungen und Gesprächen bei Wein, der immer bei ihm gastlich zur Verfügung stand (in früheren Jahren, an der *Gregoriana* und in den ersten Jahren in Sankt Georgen sind für andere vor allem die Teerunden mit ihm in lebendiger Erinnerung). Hierbei ist mir und den anderen Mitbrüdern aufgegangen, wie sehr das Ethos des Historikers bei Pater Kempf mit einer menschlichen und christlichen Grundhaltung verknüpft war, durch die er bis zuletzt, gerade auch in seiner Blindheit und Altersgebrechlichkeit, ein Geschenk für Sankt Georgen und dann auch für die Kommunität in Münster war. Was Pater Kempf vor allem auszeichnete, war seine unbestechliche



Abb.: Pater Friedrich Kempf
S.J.; Archiv der Deutschen
Provinz der Jesuiten, Abt. 800,
Nr. 332.

Gerechtigkeit im Urteil über Personen, Entscheidungen und Sachverhalte. Er hatte, gerade bei Artikeln und Büchern, die man ihm vorlas, bis zuletzt ein sehr gesundes und kritisches Urteil. Auch Mitbrüdern gegenüber, die er schätzte und die ihm nahestanden, hat er sich gegebenenfalls nicht mit Kritik zurückgehalten; da war er unbestechlich. Und dabei zeigte er eine große menschliche Weite, verbunden mit einem nicht eng auf sein Fachgebiet eingegrenzten Interesse. Dieses Interesse war weitgespannt im wissenschaftlichen Rahmen und in Bezug auf die Mitbrüder und ihre Arbeit. Es erstreckte sich nicht zuletzt auf den musischen Bereich, nämlich auf gute Literatur und Musik. Alle Enge und Kleinkariertheit war ihm fremd; aber er hatte ein starkes Gespür dafür, wo geistliches Format und innere Größe waren. Und dies alles ergab, verbunden mit einer inneren Gelassenheit und Vornehmheit des Charakters, eine Weisheit des Alters, die in den letzten Jahren die große Qualität von Pater Kempf ausmachte.

Meine Quellen sind ansonsten vor allem vier Abende im Januar 1996, in denen der 87-jährige von seinem Leben berichtete und deren Ertrag zum Teil in den von mir verfassten ordensinternen Nachruf von 2002 einging.

Am 25. Juni 1908 in Wiesbaden geboren, stammte Friedrich Kempf aus einer Lehrerfamilie. Sein Vater brachte es zum Mittelschulrektor. Man war zu Hause zu vier Brüdern, von denen Friedrich der zweite war: außer ihm gehörten dazu sein älterer Bruder Wilhelm, der spätere Bischof von Limburg, dessen Einfluss und Rat für ihn immer von Bedeutung waren, ein weiterer Bruder, der Arzt

wurde, und schließlich einer, der 1944 im Zweiten Weltkrieg fiel. Zu den entscheidenden und für das Leben prägenden Jugenderlebnissen gehörten für ihn die Ferien in Eibingen bei seinem Großvater mütterlicherseits, der dort Lehrer war. Die Atmosphäre des dortigen Benediktinerinnenklosters, nicht zuletzt dessen strenge gregorianische Liturgie, und generell die katholische Landschaft des Rheingaus, sind sowohl für ihn wie für seinen Bruder Wilhelm entscheidend für den Priesterberuf geworden.

Dieser Gedanke und auch die Erwägung, in einen Orden einzutreten, beschäftigten ihn schon auf dem Gymnasium. Dennoch kam es erst auf einem Umweg dazu. Zunächst entschloss er sich, nach dem Abitur (1927) Geschichte und Germanistik zu studieren, und zwar zunächst in Marburg, wo er bei Edmund Ernst Stengel mittelalterliche Geschichte und Paläographie hörte. „Damit sind“ – so Jürgen Petersohn in der Festschrift für Pater Kempf „Aus Kirche und Reich“ von 1983 – „die Interessenschwerpunkte des jungen Studenten umschrieben: Mittelalterliche Geschichte in stark verfassungs- und geistesgeschichtlicher Ausrichtung, Historische Hilfswissenschaften“. Für zwei Semester studierte er auch in Berlin (1928/29). Diese Zwischenphase, für das Studium weniger entscheidend als die Marburger Jahre, war für ihn nicht unwesentlich für seine Ordensberufung. Im Seminar von Prof. Albert Brackmann war man, wie er berichtet, „sympathisch, wenn man katholisch war“. Inmitten der allgemeinen geistig-politischen Krise bestand eine Empfänglichkeit für den Katholizismus und speziell seine Staatslehre. In Marburg promovierte Kempf 1932 bei Stengel. Dieser hätte ihn zunächst gerne für eine Arbeit am Historischen Atlas gewonnen, wofür Kempf sich jedoch nicht erwärmen konnte. Er bekam dann als Thema der Doktordissertation das Rommersdorfer Briefbuch. Die ursprüngliche Richtung dieser Arbeit, nämlich die Vermutung einer Beziehung des Briefbuches zur päpstlichen Kanzlei, erwies sich freilich als falsche Spur. Kempf machte dann eine paläographische Analyse des sukzessiv entstandenen und so in seinen verschiedenen Schichten unterschiedliche Tendenzen widerspiegelnden Textbuches daraus, was sich später in Rom für die Arbeit am Register Innozenz' III. als sehr hilfreich erwies.

Inzwischen war bei ihm aber bereits die Entscheidung zum Eintritt in den Jesuitenorden gefallen. Der Gedanke dazu schälte sich bei ihm, noch ohne persönlichen Kontakt mit Jesuiten, vor allem durch den Einfluss seines Bruders Wilhelm heraus, der als Germaniker in Rom und dann in Sankt Georgen unter Jesuiten studierte. In seiner Erinnerung ist noch ein Erlebnis im Jahre 1930 haften geblieben, bei dem er das Gefühl einer unmittelbaren und nicht weiter begründbaren Evidenz hatte: Wenn du nicht in die Gesellschaft Jesu eintrittst, ist dein ganzes Leben verpfuscht! Es war ein Erlebnis, das wohl dem entspricht, was Ignatius von Loyola in seinen Exerzitien als „erste Wahlzeit“ beschreibt und das in Kempfs ganzem Leben präsent blieb: Berufskrisen und Zweifel hatte er nachher nicht mehr. Zuerst sprach er mit seinem Bruder darüber. Dieser riet ihm, zunächst sein Geschichtsstudium mit dem Doktorat abzuschließen, was er tat. Jedoch nahm er nun Verbindung mit den Jesuiten in Sankt Georgen auf. Insbesondere sprach er mit Pater Wilhelm Klein, der ihn zwei Stunden lang exa-

minierte. Bei der Frage „Warum wollen Sie in der Gesellschaft Jesu eintreten?“ habe er ehrlich erwidert: „Das weiß ich nicht“. Darauf Pater Klein: „Das kann ich gut verstehen; damals war ich bei Pater Wladimir Ledóchowski in der Klemme, als er mich fragte: ‚Sie wollen Jesuit werden – kennen Sie denn die Regel Benedikts? Kennen Sie die Franziskus-Regel?‘ Darauf erwiderte ich: ‚Wenn jemand ein Mädchen heiratet, braucht er auch nicht erst alle Mädchen der Welt zu kennen‘. Aber, so Pater Klein, er solle dies nicht im Examen bei dem anderen Examinator Pater Ludwig Kösters sagen, sondern auf die Frage, weshalb er eintreten wolle, mit der Standard-Antwort aufwarten: „Um des eigenen Seelenheiles willen und dessen der anderen“. Dies tat er dann auch, worauf Pater Kösters „*optime*“ erwiderte.

Es folgten dann, etwas verkürzt, die Ausbildungsjahre im Orden: das Noviziat im holländischen s’Heerenberg an der deutschen Grenze bei Emmerich, zwei Jahre Philosophie in Pullach (München), 1935–1939 die Theologie im holländischen Valkenburg und wie üblich nach dem dritten Jahr der Theologie 1938 die Priesterweihe. Bereits das erste Jahr in Valkenburg brachte die Weichenstellung für Studium und Lehre der Kirchengeschichte, und zwar – wie es so häufig geschieht – im Rahmen eines Projekts, das in dieser Form nicht zustande kam. Damals besuchte Pater Joseph Grisar von der Kirchenhistorischen Fakultät der *Gregoriana* den nunmehrigen Provinzial Pater Klein und fragte nach einem Mitbruder, der an dem von ihm projektierten Handbuch der Kirchengeschichte mitarbeiten könne. Pater Klein verwies ihn auf Kempf, der damals im Scholastikat war und mit dem er dann sprach. Projekte dieser Art wurden damals noch viel einfacher konzipiert, als sie sich dann in der Ausführung herausstellen. Das Terziat verbrachte Kempf 1939/40 in Florenz, um – jetzt zum ersten Mal in Italien – die Gelegenheit zu nutzen, Italienisch zu lernen. Nach dem Kriegseintritt Italiens wurde das Terziat im Juni 1940 etwas vorzeitig abgebrochen. Pater Kempf reiste dann gleich nach Rom, das nun für 40 Jahre seine Heimat werden sollte.

Obgleich in der Theologie, zumal im Zusammenhang des Projekts von Pater Grisar, zeitweise der Gedanke der Spezialisierung für die Geschichte des Jesuitenordens, also für die Neuzeit, bestand, kristallisierten sich angesichts des Bedarfs der Kirchenhistorischen Fakultät und auch seiner eigenen Vorbildung ziemlich schnell Paläographie und Diplomatie als Spezialgebiet von Pater Kempf heraus. Für diese Fächer übernahm er, nachdem er die Archivschule des Vatikans besucht hatte, seit 1942 die Vorlesungen. Wissenschaftlich und für den inhaltlichen Schwerpunkt seiner historischen Arbeit sollte für ihn die Arbeit über das Register Innozenz’ III. schicksalsweisend sein – wenngleich der damals von ihm gehegte Plan einer kritischen Edition des ganzen Registers, das ja drei Migne-Bände (*Patrologia Latina* 214–216) füllt, sich als undurchführbar, bzw. als vollständige Lebensaufgabe erwies. Aber das Thema „Innozenz III.“ begleitete ihn von da an durch sein Leben und ließ ihn nicht mehr los. Heraus kam zunächst eine allgemeine paläographische Untersuchung der Register des Papstes, die jedoch, da 1945 veröffentlicht, verständlicherweise nicht das vorrangige Interesse weder der deutschen noch der Weltöffentlichkeit wecken konnte. Dann folgte die Edition, durch die Pater Kempf zuerst größere Bekanntheit in

Historikerkreisen erwarb: die kritische Ausgabe des Thronstreitregisters Innozenz' III. „*super negotio imperii*“, also der Briefe von und an den Papst, die sich mit dem deutschen Thronstreit befassten. Die Arbeit erschien 1947.

Hinzu kam nach dem Krieg ein anderer Einsatz von ihm und P. Engelbert Kirschbaum, der ihm in deutschen Historikerkreisen aller Richtungen große Anerkennung verschaffte. Es ging um die Rückgabe der deutschen historischen Institute in Rom, die nach Wünschen der Alliierten internationalisiert werden sollten. Pater Kempf und Pater Kirschbaum setzten sich jahrelang und schließlich mit Erfolg für ihre Rückgabe ein (Ludwig Curtius nach den Worten von Pater Kempf: „Die zwei Jesuiten haben vor den deutschen historischen Instituten wie zwei Paladine gestanden“). Nicht zuletzt hatte dies zur Folge, dass Kempf wie wenige Kirchenhistoriker zu deutschen Mediävisten verschiedener Konfession gute und vielfältige Beziehungen unterhielt.

Die großen Köpfe der kirchenhistorischen Fakultät waren damals Grisar, Pedro de Leturia (†1955) (der versuchte, Kempf für allerlei Arbeiten zu gewinnen, nicht selten freilich auch die Schwierigkeiten unterschätzte, so dass sich mit ihm zeitweise auch starke Spannungen ergaben), schließlich Robert Leiber. Auf Vorschlag Leibers übernahm Kempf ab 1948/49 auch den frei werdenden Lehrstuhl für die mittelalterliche Kirchengeschichte, d. h. für die Zeit von 700 bis 1300. Entscheidend war für ihn dabei der Wunsch, über die Hilfswissenschaften hinaus stärker an die inhaltlichen historischen Probleme heranzukommen. Er fürchtete, sonst in Paläographie nicht nur an der Kirchenhistorischen Fakultät, sondern auch für mehrere römische Institute, vom *Biblicum* bis zum *Institutum Orientale*, „vereinnahmt“ zu werden und dann ganz darin aufzugehen.

Dieser neuen Akzentsetzung entsprach die 1954 veröffentlichte große Arbeit „Papsttum und Kaisertum bei Innocenz III. Die geistigen und rechtlichen Grundlagen seiner Thronstreitpolitik“. Durch die Arbeit mit dem Thronstreitregister war er in die einschlägige Problematik hineingekommen, die er nun durch das Studium des kanonistischen Hintergrunds des 12. Jahrhunderts vertiefte. Damit ergab sich als wesentliches Thema seiner wissenschaftlichen Arbeit die politische Lehre der Kirche und speziell des Papsttums im 12. und 13. Jahrhundert, die er auch in verschiedenen Aufsätzen in den „Stimmen der Zeit“, im „Historischen Jahrbuch“ und im *Archivum Historiae Pontificiae* entwickelte. Hier bemühte er sich um eine differenzierte Sicht jenseits der vereinfachten Fragestellung der entweder „dualistischen“ oder „monistischen“ bzw. „hierokratischen“ Doktrin. Globale Perspektiven, die vom Ende her, d. h. von der voll ausgebildeten hierokratischen Doktrin eines Bonifaz' VIII. oder Aegidius Romanus aus auch die frühere Lehre interpretierten, wie z. B. die Walter Ullmanns, fanden immer seine Kritik. Bonifaz VIII. und die Zeit um 1300 blieben freilich, so wie für seine Lehrtätigkeit so auch für seine wissenschaftliche Forschung, die Grenze, an der er haltmachte.

Ab 1963 figurierte Kempf unter den Herausgebern der neuen Zeitschrift der Kirchenhistorischen Fakultät *Archivum Historiae Pontificiae*. Nicht von Anfang an war er von diesem Projekt begeistert. Es war zunächst eine Idee Pater Leturias, für den eine solche Zeitschrift wesentlich war für den Fortbestand der

Fakultät. Kempf gehörte dagegen zu den Skeptikern, die einwandten, dafür reichten die personellen Kräfte nicht, und wenn Pater Leturia meine, man könne durch ein solches Projekt die Generalkurie des Ordens zwingen, auch mehr Professoren zu stellen, dann sei dies eine Illusion. Dies führte zeitweise zu scharfen Spannungen mit Leturia. Später entstanden bessere Bedingungen, da die Zahl der Professoren sich mehrte; und da waren es Kempf und Burkhard Schneider, die die Gründung der Zeitschrift vorantrieben.

Nicht bekannt und über der Rolle Hubert Jedins ganz vergessen ist übrigens Kempfs Beitrag für das Zustandekommen der Herder-Kirchengeschichte. Ursprünglich stand Robert Scherer, Lektor des Herder-Verlags, in Kontakt mit Grisar, der an eine Kirchengeschichte dachte, die von der Kirchenhistorischen Fakultät der *Gregoriana* getragen worden wäre. Das war im Grunde jenes Projekt, für das Grisar schon vor dem Krieg den Scholastiker Kempf angesprochen hatte. Aber Grisar hatte das Projekt nicht mit den römischen Professoren abgesprochen. Kempf wies dann Lektor Scherer auf einen anderen Weg: ein Werk, das von Kirchenhistorikern des ganzen deutschen Sprachbereichs getragen würde.

Einen ganz wesentlichen Einschnitt, auch in wissenschaftlicher Hinsicht, das heißt in Akzentsetzungen, Fragestellungen und Bewertungen, bildete für Pater Kempf das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965), das er in seiner römischen Resonanz und vor allem in häufigem Kontakt mit seinem Bruder, dem Bischof von Limburg, erlebte. Es wurde auch für ihn und seine Sicht der Kirchengeschichte ein Schlüsselerlebnis. Es trug einmal dazu bei, dass sein Interessenschwerpunkt beim mittelalterlichen Papsttum sich etwas verlagerte: vom Verhältnis zur weltlichen Gewalt zu den (im heutigen Sinne) „innerkirchlichen“ Aspekten der Primatsentwicklung, damit auch stärker auf die frühere Zeit, in welcher die Voraussetzungen für diese Entwicklung geschaffen wurden. Dies wiederum bedingte eine stärker kritische (wenngleich immer sehr behutsam differenzierende) Sicht der Entwicklung des mittelalterlichen Papsttums und nicht zuletzt Innozenz' III. selbst. In diesen Rahmen gehören bereits seine Beiträge in Band III/1 des Herderschen „Handbuchs der Kirchengeschichte“ von 1966, welche einerseits die ottonisch-frühsalische Zeit (also 900–1046), andererseits die gregorianische Reform selbst und die damit zusammenhängende „innere Wende des christlichen Abendlands“ behandelten. Sie beanspruchten freilich insgesamt fünf Jahre Arbeitskraft und warfen ihn zunächst ganz aus seinem wissenschaftlichen Plan heraus. In ihrer Gründlichkeit und zugleich weiten historischen Perspektive gehören sie jedoch zu den reifsten Leistungen innerhalb dieses Gesamtwerks.

Eine mittelalterliche Geschichte des Papsttums blieb Kempfs großes wissenschaftliches Projekt und Fernziel, das er jedoch nicht mehr bzw. nur in Bruchstücken verwirklichen konnte. Eine sehr reife Leistung wurde noch der Aufsatz über „Primatiale und episkopal-synodale Struktur der Kirche vor der gregorianischen Reform“ im *Archivum Historiae Pontificiae* von 1978. Er bildet bis jetzt die beste Darstellung der Primatsentwicklung im abendländischen Frühmittelalter von der Völkerwanderung bis zur gregorianischen Reform. Er zeigt die neuen, auch wesentlich durch das Zweite Vatikanische Konzil beeinflussten Fragehorizonte und Interessenschwerpunkte an: nämlich das Problem der Kon-

tinuität in der Kirche durch Verfall oder Funktionswandel der „Zwischenstrukturen“ (Patriarchate, Metropolitanverbände, Reichs- und Provinzkonzilien), die im Laufe der Zeit nur noch in enger Bindung an Rom oder an die Königreiche funktionierten. Ein weiterführender Aufsatz für die Zeit bis auf Innozenz III., also das 12. Jahrhundert, schloss sich 1980 an. Die zunehmende Erblindung sollte es nicht mehr zulassen, dass diese Forschungen in einem abschließenden umfassenderen Alterswerk gipfelten.

1978 wurde Pater Kempf im Alter von 70 Jahren, wie an der *Gregoriana* üblich, emeritiert. Noch einige Jahre hielt er Seminare. Dann siedelte er 1981 in die Kommunität der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt über, schon wegen der Nähe zu seinem Bruder, der freilich im folgenden Jahr starb. Die erwähnte Festschrift, die 1983 zu seinem 75. Geburtstag erschien („Aus Kirche und Reich. Studien zu Theologie, Politik und Recht im Mittelalter“), eine private Initiative von Hubert Mordek und freudige Überraschung für Kempf, der erst bei Überreichung von dem Werk erfuhr, bildete eine letzte bedeutende Ehrung. Damals noch imstande zu lesen, widmete er sich aufmerksam jedem einzelnen Beitrag und ließ es sich nicht nehmen, jedem der Autoren persönlich eine Antwort zu schreiben.

Seit 1984 nahm jedoch seine Sehkraft rapide ab. Dieser Prozess führte schnell zum Verlust der Lesefähigkeit, so dass sich Kempf seit Ende 1984 alles vorlesen lassen musste, und bis zur Mitte der 1990er Jahre zur vollständigen Erblindung. Meine Erinnerung an ihn verbindet sich seitdem mit 512 Abenden – nach meinem Tagebuch – in den 13 Jahren von Oktober 1984 bis Oktober 1997, meist bei von ihm bereitgestelltem Wein, an welchen ich ihm vorlas und wir dann über Gott und die Welt, Kirche und Orden sowie über die Probleme der konkreten Kommunität sprachen. Vorgelesen wurden neueste, vor allem kirchenhistorische Publikationen oder klassische Werke wie Ranke, Bücher von mir, auch theologische Produktionen der Mitbrüder von Sankt Georgen und vieles andere. Bei alldem behielt er immer ein kompetentes und treffendes Urteil über Personen und Sachfragen. Theologisch-kirchlich stand er voll auf der Basis der Erneuerungsimpulse des Zweiten Vatikanischen Konzils und hatte vor allem einen wachen Blick für ungelöste Probleme und drohende Immunsierungen, sei es in der Kirche oder im Orden. Papst Johannes Paul II. war ihm nicht sonderlich sympathisch, vor allem wegen seiner fehlenden Fähigkeit, sich als Person zurückzunehmen; Beiträge von Ratzinger, den er als Papst nicht mehr erleben sollte, fand er immerhin beachtlich. 1997 musste er, da er sich in dem großen Haus nicht mehr zurechtfinden und seine Hinfälligkeit und Hilfsbedürftigkeit auch die damals noch bestehende Krankenabteilung des Hauses überforderte, ins Altenheim der Ordensprovinz nach Münster umziehen. Als dieses wiederum am 26. April 2002 nach Köln-Mülheim verlegt wurde, war er bereits schwerkrank und stellte sich auf den Tod ein, der ihn am 29. Mai erwartete.

Begrenzungen seines Lebens und seiner Horizonte, wissenschaftliche und menschliche: auch davon ist zu reden, und ich würde vor allem zwei nennen. Wissenschaftlich war Kempfs Zugang zur mittelalterlichen Geschichte praktisch ausschließlich der rechtsgeschichtliche und ideengeschichtliche. Die neuen An-

sätze sozialgeschichtlicher und alltagsgeschichtlicher Art, gerade auch für die konkrete Frömmigkeitsgeschichte, wie sie vor allem von französischer Seite entwickelt und dann von Arnold Angenendt rezipiert wurden, fanden bei ihm noch keinen Niederschlag. Und weiter war er ein ausgesprochen ortsfester Mann. Sein Reisehorizont ging nicht über die deutschsprachigen Länder und Italien hinaus; obwohl ihm Möglichkeiten von ehemaligen Schülern angeboten wurden, nahm er sie nicht wahr. Wiesbaden und Frankfurt einerseits, Rom andererseits bildeten das geographische Koordinatensystem seines Lebens.